Das Muttermal.

Volksroman von Xaver Riedl.

(18. Fortsetzung und Schluß.)

„Es war etwas an Dir," flüsterte sie, „das mich vom ersten Augenblick an verwirrte — ein Blick — eine Manier, die mir so seltsam schien, aber dieses Gefühl schwand mit der Zeit und ich dachte nicht mehr daran. Aber —" und sie trat zurück von ihm — „Du vergißt, daß ich nicht mehr Paulette bin — ach, gewiß hat es Dir der General nicht erzählt!"

„Er hat mir Alles erzählt, Alles!" rief Arthur. „Er kam in großer Hast und wir machten uns sofort daran, Dir zu folgen. Ich dachte, daß Du zu Deinem alten Leben zurückgekehrt sein würdest, und so vermochte ich wohl, Dich zu finden. Wir nahmen eine Loge im Theater, und folgten Dir nach der Vorstellung in einiger Entfernung hierher!"

„Und," brach der General los, „ich bitte Dich demüthig um Verzeihung für Alles, was ich zu Dir sagte. Ich war brutal, wahnsinnig! Endlich vergebe ich auch Deiner Mutter, um Deinetwillen, mein Liebling! Und nun wäre ich froh, zu wissen, wie Trent dazu kam, sich für St. John auszugeben. — Laß uns doch nun Deine alte Freundin, Megrim, hereinrufen."

Megrim, welche die ganze Zeit über am Fuße der Stiege ängstlich und zitternd gewartet hatte, wurde gerufen und nun von den Dreien auf's Genaueste ausgeforscht. Sie schien sehr erschrocken und verwirrt.

„Ach," stöhnte sie, „er kam einmal hierher, um nach Mademoiselle zu fragen — er kam dann wieder, und fragte nach ihrem Gatten. Er benahm sich wie ein Schauspieler, und er gab mir Geld und ich erzählte ihm, wie St. John aussah, auch sah er seine photographische Visitenkarte von ihm, die zurückgeblieben war, als Mademoiselle nach ihrer Krankheit fortreiste mit dem General. Ich wußte nicht, daß er etwas Uebles im Werke habe. O, nein! nein!"

„Megrim," sagte der General, „machen Sie sich fertig, um mit uns fort zu gehen."

Megrim gehorchte, und Arthur zog Paulettens Hand in seinen Arm, und die vier Personen gingen miteinander die Stiege hinab.

* * *

Es hatte zehn Uhr geschlagen.

Doktor Philipp Walter, sein Weib und seine Tochter saßen, etwas ungeduldig, die Ankunft von Trent erwartend.

„Was konnte er meinen," sagte Grübchen, „mit seiner Bemerkung von einer Ueberraschung? Ich habe bereits die größte, die ich finden konnte. Denkt Ihr, daß es etwas Unangenehmes sein kann? Mir ist heute, als wenn ich gar nichts mehr zu thun haben sollte mit den Sorgen dieser Welt."

„Ach, Du wirst bald wieder zu seufzen beginnen," sagte der gute Landdoktor, „und zwar nach den Reichthümern und Ehren der Welt, um unserer Tochter willen."

„Nein," antworte sie, ihr schönes Haupt schüttelnd. „Herzchen wird von Beiden genug haben, wenn sie ihren großen, schönen, blonden Hermann heirathet, der nur darauf wartet, sie von uns fortzunehmen."

„Herzchen" lächelte, wie von stolzer Höhe herab, ihrer kleinen Mutter zu.

„Wonach ich mich zunächst sehne," sagte sie, „ist der Anblick des kleinen Hauses, wo ich geboren wurde. Wenn Trent, zu dem ich überhaupt keine Neigung fühle, nicht bald kommt, so werde ich allein abreisen müssen, um es aufzusuchen."

Da wurde plötzlich an die Thüre geklopft.

Der Doktor ging und öffnete.

Lächelnd und fröhlich wie immer, spazierte Trent herein, gefolgt von einer großen, soldatisch aussehenden Gestalt, von etwas steifem und strengem Aussehen, General Weißenthurn in eigener Person.

„Ah," rief Trent, „Sie warten, wie ich sehe. Welch' eine bezaubernde Familiengruppe! Fräulein Herzchen, ich küsse Ihre Hand. Darf ich um die Erlaubniß bitten, Ihnen Allen und Ihnen, Doktor, insbesondere, den General Weißenthurn vorzustellen?"

Sein Gesicht blickte schadenfroh und triumphirend von dem Einen zum Andern.

Das Gesicht des Generals verrieth einen tiefen Verdruß, gemischt mit etwas Ueberraschung, nichts mehr.

Doktor Walter allein wurde blaß. Seine Augen richteten sich einen Moment auf Trent, dann senkte sich sein Blick. Er verneigte sich, aber mit etwas verwirrter Miene.

„Und nun," sagte der General, indem er sich ungeduldig an Trent wendete, „warum haben Sie mich hierher gebracht? Was habe ich mit diesem Fremden zu thun? Ich kehre noch heute zurück. Meine Zeit ist kostbar."

Eine gewisse Steifheit im Gange und ein etwas mit Blut unterlaufener Streif an einem Auge verrieth, daß Trent bei der Zusammentreffen mit Arthur auf Megrims Stiege in vergangener Nacht nicht gerade im Vortheil gewesen war.

Auch sein Temperament schien etwas kraus.

„Geduld!" sagte er zu dem General. „Ich habe Sie, etwas gegen Ihren eigenen Willen, hierher gebracht, es ist wahr; aber ich habe dieser ausgezeichneten Familie eine Ueberraschung versprochen, und bei meiner Seele, die soll sie haben!"

„Schurke!" rief der General, alle Selbstbeherrschung verlierend, „Du beabsichtigst doch nicht, mich zu verrathen?"

Grübchen und ihre Tochter erhoben sich und schritten der Thüre zu.

„Meine Damen, ich bitte sie, sich nicht zurückzuziehen," sagte Trent. „Ich habe eine kleine Geschichte zu erzählen, die Sie hören müssen, eine wahre Geschichte aus dem Leben, in deren Besitz ich vor Jahren durch einige Privatpapiere gelangte, die durch ein kleines Mißverständniß in meine Hände fielen."

„Wollte der Himmel," stöhnte der General, und sein graues Haupt sank auf seine Brust herab, „ich hätte Arthur in der letzten Nacht nicht verhindert, diesen Menschen nach Verdienst zu behandeln."

„O, er that mehr als genug!" antwortete Trent mit flammenden Augen; „und diesen Morgen will ich sehen, was ich für Arthur thun kann. Setzen Sie sich, Frau Walter. Doktor, wie bleich Sie aussehen! Die Chronik sagt, daß vor vierzig Jahren der Sprößling eines reichen Hauses, während er sich im Norden auf einer Jagd nach Vergnügungen befand, auf ein hübsches Landmädchen traf, das er insgeheime heirathete — es scheint, daß das schon so im Blute liegt — einen Moment später verließ er sie — die alte, alte Geschichte — und wendete der Thüre ihrer Hütte für immer den Rücken zu. Er kehrte zurück, heirathete — illegal natürlich — Eine von seiner eigentlichen gesellschaftlichen Stellung, eine reiche Erbin von Geburt und Familie, die ihm zwei illegitime Söhne gebar. Inzwischen hatte auch die verlassene Landschönheit einen Knaben geboren, den sie in den folgenden Jahren aufzog wie eine Spartanerin, in voller Kenntniß des ihm zugefügten Unrechtes, aber schwieg darüber, mit gerade zu übernatürlicher Uneigennützigkeit. Er nahm den Namen seiner Mutter an, statt den des Vaters, den Beide, Mutter und Kind, mit gutem Grunde haßten. Die Geschichte von seiner Geburt bewahrte er immer als ein Geheimniß, später auch vor seinem eigenen Weibe, obwohl er diese von ganzer Seele liebte. Er hat mit Armuth gekämpft, während er wußte, daß er der rechtmäßige Erbe großer Reichthümer sei. General, gehen Sie nach Hause, und machen Sie ein neues Testament! Lassen Sie mich Ihnen vorstellen, das Kind von Rachel Walter— Ihren erstgeborenen und einzig legitimen Sohn Philipp!"

Wie eine Bombe fielen die Worte unter die Anwesenden. Grübchen stieß einen Schrei aus, einen andern der General, welcher zurücktaumelte, mit einer Hand nach seiner Stirne griff und wild unter den weißen Augenbrauen hervor auf den Doktor hinstarrte.

„Mein Sohn!" hörte man ihn stammeln — „Rachels Sohn, Oh, Gott!"

„Sprechen Sie, Doktor!" rief Trent in höchster Erregung; „war nicht Rachel Walter ihre Mutter?"

Der Doktor sah sehr aufgeregt, aber auch indignirt aus.

„Sie war meine Mutter," antwortete er. „Was ficht Sie aber an, sich in diese Angelegenheit zu mischen? Ich verbot es Ihnen in jener Nacht, jemals wieder davon zu sprechen. Guter Gott! Seht ihn an! Es war zu plötzlich — er ist ein alter Mann!"

Aufrecht und groß für einen Moment stand die mächtige soldatische Gestalt da, dann neigte er sich plötzlich vorwärts und sein graues Haupt sank schwer auf seine Brust erab.

Beide, Trent und der Doktor, sprangen hinzu, um ihm zu helfen, und als sie es thaten, fiel der alte General, wie ein großer Baum, dessen Wurzeln der Anprall eines Sturmes gelockert, kopfüber zu ihren Füßen.

Sie hoben ihn auf.

Er bewegte sich nicht, er sprach nicht.

Sein Gesicht war todesbleich und verzerrt.

„Vater!" rief Philipp Walter zum ersten Male in seinem Leben, und nahm das graue Haupt in seine Arme.

„Himmel!" rief Trent erbleichend, „was ist über ihn gekommen? Er sieht ja ganz seltsam aus. Aber er hatte schon öfter solche Anfälle. Wahrhaftig, es ist eine Ohnmacht oder — ein Schlaganfall, oder, nein, es kann nicht sein — der Tod!"

Der Doktor legte seine Hand auf das Herz des Generals.

Kein Pulsschlag war zu fühlen.

Er sah in die glasigen, halbgeschlossenen Augen, hielt einen kleinen Spiegel vor den Mund, der das schwächste Zeichen von Athem verrathen mußte, aber das Glas blieb hell und ungetrübt; und Georg Trent, dem die Rache aus der Hand gewunden war, ehe er sie nach seinem Plane ganz vollführt hatte, sah hinab auf den alten Gebieter, der jetzt vor ihm ausgestreckt da lag, starr und still und todt.

Lange, bevor Arthur auf den Schauplatz dieser Scene gerufen werden konnte, war der Advokat geflohen, ohne seine Absicht ganz erreicht zu haben, denn des Generals Testament war unberührt, und Arthur noch der legale Erbe.

An demselben Tage, als der Wasserstrahl der Fontaine auf dem Platze in dem Mittagssonnenscheine funkelte und glitzerte wie Diamanten, hielt ein geschlossener Wagen vor dem Hause, das Frau Arnstein bewohnte, und Doktor Walter und Paulette, die letztere tief verschleiert, der erstere sehr traurig und still, stiegen die Stufen hinan, und wurden von Rebecca in das Zimmer ihrer Herrin geführt.

Ausgestreckt auf ihrem Sopha, nichts um sich gewahrend, mit wirrem Blicke, lag die einst so prächtige und stolze Frauengestalt da, die Ernst Weißenthurn geliebt hatte.

Auch der Anblick von Doktor Walter veranlaßte sie nicht mehr, sich zu erheben.

Er nahm Paulette bei der Hand und führte sie vorwärts.

„Meine theure Frau Arnstein," sagte er sanft, „sehen Sie, ich habe Ihnen endlich ihr Kind gebracht."

Dann kniete Paulette an dem Sopha nieder und sah in die schwarzen stillen Augen, und enthüllte das Muttermal an ihrer Kehle, und zeigte die alte Kette mit den seltsamen Anhängseln, welche sie noch trug.

Und jetzt begann ein Licht aufzudämmern in dem bleichen Gesichte, die verschränkten Arme der unglücklichen Mutter öffneten sich, und drückten Paulette wieder an ein Herz, das nahe daran war, zu brechen in der Fülle seiner plötzlichen Freude; und Doktor Walter sah, wie das goldige Haar sich mischte mit dem grauen, wie das blühende junge Antlitz sich neigte über das hagere weiße, und ging hinaus, eine Thräne zerdrückend, und ließ sie allein.

Paulette kam nach einer Weile zu ihm, ruhig und sehr traurig.

„Ich glaube nicht," sagte sie stolz, „daß ich Ursache habe, ihretwegen zu erröthen. Ich habe ihr begreiflich gemacht, wie Arthur über die ererbten Güter zu disponiren gedenkt. Es scheint, daß ich eine reiche Erbin bin, und keine Furcht zu haben brauche wegen seiner Zukunft oder der meinen."

Nach der Beerdigung des Generals und Verlesung des Testamentes wurde dem Doktor erst klar, was Paulette mit diesen Worten hatte sagen wollen.

„Nicht einen Pfennig," sagte Arthur, „will ich jemals von diesem Erbe berühren. Hätte er länger gelebt, so würde er selbst das Testament vernichtet haben. Ihnen, Doktor, gehört Weißenthurn mit all' seinen Besitzungen. Würde ich sie in seinem Namen Ihnen nicht wiedererstatten, ich wäre gewiß, daß er in seinem Grabe keine Ruhe finden könnte."

„Aber wozu," schluchzte Grübchen, „brauchen wir die Reichthümer Eines, den wir niemals kannten, zwei so anspruchlose Menschen, wie Philipp und ich?"

Aber Arthur ließ sich von seinem Entschlusse nicht abbringen, und nach langen, fruchtlosen Discussionen sagten der gute Landdoktor und sein Weibchen dem Hause im Landstädtchen ein langes Lebewohl und beiraten zögernden Fußes die stolzen und weiten Räume des Schlosses.

Und aus dem stattlichen Thore daselbst führte Barneck „Herzchen" als eine glückliche Braut nach Hause, wo er unter ihrer Herrschaft für seine Musik und für seine Doggen jegliche Freiheit genoß.

Einen Monat nach der Wiederaufnahme ihrer Tochter starb Adah Arnstein und hinterließ der Ersteren ihr Vermögen und ihre alte Dienerin Rebecca.

In einem etwas anrüchigen Viertel der Stadt Berlin lebt in tiefer Zurückgezogenheit heute ein Advokat mit seinem Weibe — die letztere ist eine Frau mit scharfen Gesichtszügen und schwarzen Augen, besonders geschickt im Piquetspiel, in dem sie oft hübsche Sümmchen gewinnt, aber sie befindet sich nicht mehr in ihrer ersten Jugend.

Die Beiden sind eben kein sehr glückliches oder gut harmonirendes Paar.

Sie ging mit ihrem Gatten durch, blos aus Liebe; — er ging mit ihr, weil ihr Doktor Walter ein schönes Einkommen gesichert hat, das sie bis an ihren Tod bezieht.

Der letztere Umstand zwingt den Gemahl, daß er um ihren Gesundheitszustand immer möglichst besorgt sein muß, was ihr natürlich etwas zugute kommt.

Der Mann ist Georg Trent.

Seine Gattin nannte sich als Jungfrau — Hilda Burr.

(Ende.)

Dunkle Bilder aus dem Sonnenlande.

Gezeichnet von A. von Ek.

In dem Hofe eines Hauses in Rio de Janeiro, das mit der Rückseite nach dem Meer ausblickt, standen zwei schwarze Gesellen und rauchten. Ihre leuchtenden Hemden und Beinkleider stachen vortheilhaft ab gegen die dunkelglänzende Negerhaut und kennzeichneten sie als die Zugehörigen eines besseren Haushaltes. Ab und zu fiel eine Bemerkung zwischen ihnen, meist nur dann, wenn sie etwas von Außen dazu anregte.

„Sieh da den Soldaten," sagte jetzt der Eine von ihnen und wies auf eine Gestalt, die auf dem Ufersand einherschritt.

„Cuitado!" (Der Aermste) war die Antwort. „'s soll schrecklich da zugehen. Wie wäre dir's zu Muthe, Beneditto, wenn sie dich in den Rock da steckten?"

„Deus me livre! Gott soll mich bewahren! Sprich nicht so laut, Tiberio, man könnte mein Geheimniß erfahren. Niemand weiß es bis jetzt, daß ich frei bin, außer unserem Senhor und dir!"

„Und wir werden es nicht verrathen! Aber warum gehst du nicht fort von hier, ins Innere, oder nach dem Laplata, wo man die freien Neger nicht gleich unter die Soldaten steckt? Du bist ja frei, Niemand hält dich!"

„Nein, Niemand," antwortete der freie Neger langsam.

Dann schwiegen Beide.

Da kam eine junge Negerin langsam über den Hof geschritten. Sie trug einen Korb mit Obst auf dem Kopfe, aber ihr volles, negerschönes Gesicht mit den glänzenden Augen und Zähnen lachte frisch darunter hervor, als sei es keine Last, sondern ein willkommenes Attribut, das sie veranlaßte, den schönen Körper gerade zu tragen und einen der glänzenden Arme gefällig nach oben zu biegen.

„Ihr seid ja sehr geschäftig," spottete sie, als sie sich den beiden Negern näherte.

„Alles ist gemacht," erwiderte der Sklave, den der Andere mit „Tiberio" angeredet hatte. „Niemand braucht uns." Dann suchte er mit einer Tändelei die junge Negerin aufzuhalten, die sich aber lachend an ihm vorüberdrängte: „Nein laß mich rasch vorbei, Tiberio, Sinha-Sinha (Kleine Herrin; liebender Titel für die älteste Tochter des Hauses der Sklavin) braucht eiligst die Früchte, es ist Besuch da;" damit verschwand sie im Hause.

Der Freie hatte kein Wort gesprochen, aber die junge Stammesgenossin mit brennenden Augen angestarrt. Jetzt sagte er:

„Die ist's, die mich hier hält!"

„Die Gabriella?!"

„Ja, ich will sie heirathen."

„Du?!"

„Nossa Senhora, wie du schreibst! Ja, ich! Ich habe schon mit Senhor gesprochen. Aber was ist dir, wie siehst du aus?"

„Du wirst sie nicht heirathen! Aus Freundschaft für mich wirst du es nicht thun, Beneditto, denn ich will sie haben, ich muß sie haben, und ich werde Senhor heute noch darum bitten. Sie paßt besser zu mir als zu dir, denn sie ist unfrei wie ich!"

„Wenn du sie so lieb hättest wie ich, so würdest du ihr vor Allem den freien Mann gönnen, denn du weißt, daß die Ehegenossen freier Neger, die noch Sklaven sind, immer zuerst durch die „Abolitionistas" losgekauft werden; so wird sie frei werden durch mich."

„Diabolo! Nein! Ehe ich das mit ansehe —"

„Beneditto!" tönte die Stimme des Hausherrn rufend in die heftige Rede Tiberios hinein, und der freie Schwarze lief eilig in das Haus.

Bebend vor Erregung blieb der Andere zurück. Hastig schritt er in dem Hofe auf und ab, hier einen Stein vor sich her stoßend, dort einen blühenden überhangenden Zweig knickend, und dabei unzusammenhängende Worte murmelnd.

„Was kann ich thun! Nossa Sennora da Misericordia, was kann ich thun! Sie wird ihn vorziehen, oh sicherlich. Aber wenn er nicht wäre, dann nähme sie mich — das ist's, was bitter ist!" Er stand vor einem Haufen Reisig und ergriff mechanisch einen Ast nach dem andern, um ihn zu zerbrechen und hinzuwerfen.... Plötzlich zuckte es wie ein dämonisches Leuchten über sein düster verzerrtes Gesicht —

„Ah!" rief er halblaut und wie mit einem erlösten Aufseufzen, „das wäre ein Mittel!" Vor seinem geistigen Auge erschien die Gestalt jenes Soldaten, dem er vorhin selbst so bedauernd das weiche „Cuitado" nachgesprochen, und er sah seinen glücklicheren Nebenbuhler in der gleichen Uniform: entfernt unschädlich gemacht, so gut wie gestorben! Wie eine wilde Versuchung stand dies Bild vor seiner Seele und lockte und drängte, aber noch einmal siegte das Gute in ihm.

„Nein, nein," flüsterte er, „das wäre zu schlecht," und er bekreuzigte sich, wie vor dem bösen Feinde selbst, vor seinen eigenen Gedanken. —

Der Abend war gekommen mit seiner ganzen verführerischen südlichen Pracht. Feuchtwarm lag die stille Luft über den Häusern und Gärten, ruhig standen die Sterne in ferner Höh', und wundersam wirkte dazu das Brausen und Waschen der Wellen in der Bai.

Auf einem niedrigen Schemel im Hofe saß Beneditto und sang eintönig ein Negerlied, das er mit wenigen kunstlosen Akkorden auf einer schlechten Guitarre begleitete. Aus der geöffneten oberen Hälfte der Hinterthür des Hauses lehnte Gabriella hervor mit zwei ihrer Mitsklavinnen; neben Beneditto stand schweigend Tiberio.

Jetzt unterbrach Beneditto sein Spiel, und laut, so daß der Angeredete zusammenzuckte, kreischte die alte Anna: „Ho, Tiberio, woran denkst du? Grämst du dich, daß du es nicht bist, der heirathet? Nun, du kannst ja die Lia hier nehmen, sie möchte dich schon — aber du kennst ja das Sprichwort: Wer träumt, der heirathet nicht —" („Quem imagina, nao caso") und alle drei Weiber brachen in Lachen und Kichern aus ob dieses Scherzes, der ganz nach ihrem Geschmack war. Aber Tiberio hörte nur Spott und Hohn aus Wort und Lachen.

„Laßt mich, diabolo!" schrie er sie auch an und wandte sich ab. In seiner Brust kämpften die freundlichen Götter mit den erweckten Dämonen....und ach, jeder lockende Ton aus Benedittos Lied, jedes laute Scherzwort der alten Negerin und auch jedes Augenblitzen der jungen Gabriella warf einen der ersten im Streite darnieder! Es wurde immer dunkler in der Seele des Negers.

„Wann wird es sein?" fragte er düster, als die Negerinnen von ihrer Herrin hineingerufen waren.

„Am Tage des heiligen Benedikt, meines Schutzpatrons, so hat Senhor bestimmt. Aber komm, Tiberio, schau freundlich —"

„Laß mich!" gab der Sklave zurück, so finster, so voll verhaltenen Ingrimms, daß Beneditto schwieg, um ihn nicht noch mehr zu reizen.

Bald darauf schlief Beneditto fest und ruhig auf seiner Binsenmatte; unruhig wälzte sich Tiberio auf gleichem Lager ihm gegenüber. Beim Schein ihres Feuers (Die Neger in Brasilien (und auf dem Lande auch die einfacheren Brasilianer) schlafen, selbst in der heißesten Zeit, nicht ohne Feuer in der Hütte) betrachtete er die friedlichen Züge des Kameraden, mit dem er bisher so gut Freund gewesen war; das Gesicht war so still—so still— wie im Tode....Tiberio schauderte zusammen und drehte sich ab—madre de Deus! Er bekreuzigte sich wieder, aber jetzt geschah's vor dem schwärzeren Gedanken, daneben erschien ihm jenes Andere wie eine leichte Schuld. Wieder sah er die Gestalt des Soldaten vor sich, und die Versuchung lockte und drängte. Aber im gleichen Moment fiel ihm ein, wie Beneditto ihm, ihm ganz allein vor allen Andern, sein Glück vertraut, als ihr Herr ihm seine „carta" gegeben, weil er sein sechsjähriges Töchterlein aus den Wellen gezogen. Er hörte sich selbst noch am Tage zuvor so froh zuversichtlich sagen: „Und wir Beide verrathen dich nicht!" Und jetzt? .... Stöhnend warf er sich wieder herum, und schließlich betäubte er sich mit einem großen Schluck Branntweins.

Jeden Abend nun wiederholten sich diese Kämpfe in Tiberios Seele, immer größer wurde seine Ruhelosigkeit, und er suchte dieselbe nun auch schon am Tage mit dem heißen Getränk zu betäuben.

Jetzt waren es nur noch vier Tage bis zum Tage des heiligen Beneditto.... In Tiberios südlichem Blut glühte es wie Fieber.

Da lag er wieder auf seiner Matte und schaute mit heißen Augen nach Benedittos Gesicht, das sich im Schlafe unter dem Flackerschein des Feuers in spöttischen Grimassen zu bewegen schien. Mit jäher Bewegung richtete sich Tiberio auf seinem Lager empor, und wie unwillkürlich griff seine Hand nach einem Dolchmesser, das neben ihm lag. Aber mit einem dumpfen Aufschrei des Entsetzens ließ er die Waffe wieder fahren, sowie seine Hand ihren kühlen Griff berührt hatte, und: „Heilige Maria, Mutter Gottes, rette meine Seele", stieß er zu gleicher Zeit instinktiv hervor.

Beneditto hatte sich bewegt und legte sich tief aufathmend auf die andere Seite; sein Gefährte betrachtete ihn gespannt und zitternd.

„Ich muß es thun," flüsterte er dabei zwischen den Zähnen, „ich muß jenes thun, damit ich dies nicht zu thun brauche — ich kann nicht anders — morgen geschieht's!"

Mit dem Moment dieses Entschlusses sank eine tödtliche Abspannung auf ihn herab und er schlief fast bis zum nächsten Morgen.

Am Mittag stand Gabriella im Hofe am Brunnen. Tiberio trat zur Hofthür herein, er sah erregt, verstört aus.

„Wo warst du?" rief ihn Gabriella an.

Der Sklave zuckte zusammen; konnte sie errathen? — aber nein, unmöglich!

„Wo ich war? Das siehst du doch! Viele Dinge besorgen in der Stadt," rief er unwirsch und trat ins Haus.

Zwei Tage waren wiederum verflossen, morgen war der Tag des heiligen Benedictus.

Gabriella kicherte mit den anderen Negerinnen, während sie in der Halle ein helles Mousselinkleid plättete, das ihre Herrin ihr geschenkt; Beneditto stand lächelnd dabei, die Teller abtrocknend, die ihm die alte Anna zureichte. Tiberio war abwesend.

Da entstand plötzlich eine Bewegung vorn im Haus, schwere Schritte ertönten....

„Beneditto, Beneditto!" stürzte athemlos das jüngste Kind des Hauses auf den treuen Neger zu, der es aus dem Wasser gezogen, „die Soldaten holen dich, sie wissen, daß du frei bist —"

Beneditto taumelte zurück, Gabriella schrie auf und flüchtete in die Küche. Da vor dem Neger standen in Wahrheit jetzt die Soldaten! Der Herr des Hauses war auf den Lärm hinzugekommen und versuchte Vorstellungen; die Kinder weinten, die anderen Neger und Negerinnen kreischten und stießen verwunderte Ausrufe, Verwünschungen und Namen von Heiligen in einem Athem hervor. Beneditto selbst sprach nicht. Er ballte nur in maßloser Wuth die Fäuste, und seine Augen sprühten förmlich Flammen; es war, als ob er plötzlich ein Anderer geworden sei. Als dann aber Papiere vorgezeigt, Alles auseinandergesetzt und bewiesen war, und man den Schwarzen zum Mitgehen aufforderte, löste sich der Mann, der auf ihm lag, und wild schrie er auf, indem er beide Fäuste emporhielt und schüttelte: „Ah, Kanaille! Aber warte — warte!" Dann wandte er sich, den Soldaten zu folgen, doch steckte er vorher alles Geld zu sich, das er sich im Laufe der Zeit bei seiner guten Herrschaft hatte ersparen können. Ohne Abschied ging er, obgleich sein Herr ihm traurig die Hand hinstreckte und die Kinder, besonders die kleine Marietta, sich unter Thränen an ihn hingen und schluchzten: „Leb wohl, Beneditto! Beneditte, lebe wohl und — komm wieder!" Nichts von alledem schien er zu hören, zu bemerken.... Nur zu Gabriello wandte er sich noch einmal um und rief auflachend, in wildem, drohendem Hohn: „Nimm ihn, nimm ihn nur — so lange —!"

* * *

Ueber ein Jahr ist vergangen.

In das Centralbüreau des Abolitionisten-Vereins in Rio de Janeiro tritt ein Soldat, ein Schwarzer. Sein Gesicht ist mager, die Züge tragen einen harten Ausdruck, das schwarze Auge blitzt unheimlich. Er tritt an den Tisch, wo ein junger Brasilianer sitzt und sich über lange Listen beugt.

„Ich möchte den Neger Tiberio loskaufen in dem Hause von Senhor Rafael de Souza Baaros", spricht der Soldat mit heiserer Stimme.

Der junge Mann schlägt in einem dicken Buche nach.

„Warum denn? Er wird theuer sein, er ist jung", sagt er dann.

„Er ist mein Freund, ich gönne ihm die Freiheit." Ein dämonisches Leuchten des Auges begleitet das Wort „Freund". Aber der Beamte sieht es nicht, und wenn er es gesehen hätte, was kümmerten ihn die Beweggründe dieses Menschen? Wenn die Vereine immer nach den Gründen fragen wollten, um die täglich jetzt so viele Sklavenketten fielen? Man wußte es ja wohl, daß sie alle durcheinander dabei waren: Liebe und Haß, Mitleid, Chikane gegen den Herrn, Prahlerei und Haschen nach Popularität. Man wußte es, daß es da Freigelassene von 60 und 70 Jahren gab, deren sich ihre Herren mit Edelmuth — entledigten, um sie so dem Elend und dem Bettel anheimfallen zu lassen, daß es da todtkranke und sterbende, ja todte Sklaven gab, deren Loskaufpreis für den Herrn, der mit dem Vereinsvorstand auf gutem Fuße stand, ein gutes Geschäft bedeutete — ach, was gab es da nicht alles! Man wußte das wohl, aber wer konnte jeden einzelnen Fall untersuchen!

„Nun gut," sagt der junge Mann, „habt Ihr aber auch die Mittel?"

„Ich habe hier 1 Conton 500 Reis (Soll 3000 Mark sein, nach heutigem Kurs allerdings weit darunter.) zusammengespart und gedarbt, fügte er in Gedanken hinzu, das wird auf alle Fälle genügen, kein Sklave ist in dieser Zeit mehr werth als das, gewöhnlich weniger."

„Ganz recht. Also gebt nochmals Namen und alle Umstände an, wir werden dann das Weitere veranlassen."

Es geschieht, und dann geht der Neger. Als er wieder im Freien steht, holt er tief Athem; wie stöhnend klingt es vor gewaltiger Empfindung. „Endlich! Endlich!" murmelt er zwischen den Zähnen, und das wilde Jubelgefühl gesättigter Rache überwältigt ihn momentan so, daß die breite Brust davon erbebt. Hastig athmend schreitet der Soldat Beneditto nach der Kaserne zurück.

Wieder vier Wochen vergehen. Da kommt ein Tag, ein glühendheißer, drückender Tropentag, da bringt man einen neuen Rekruten in die Kaserne, die auch Beneditto bewohnt. Soeben lehnt er sich oben zum Fenster hinaus, unruhig, zitternd fast, mit glühenden Augen suchend.... Und da! Ja, jetzt, jetzt—diesmal ist er es, er......! Mit einem fast wahnwitzigen Ausdruck von Jubel sprüht es auf aus den dunkeln Augentiefen, zuckt es um den geöffneten Mund, und ein lauter Schrei ringt sich von den bebenden Lippen.... Ja, da bringen sie ihn, den Treulosen, Ruchlosen, den Schändlichen; ihn, der den Freund verrathen und um sein Glück betrogen hat, der dann dies Glück an sich gerafft und die Braut geheirathet hat.... Beneditto schrie von Neuem auf, wie er sah, daß man den Neuling unten mit Püffen zurechtwies.—Ha, recht so, recht so! Vor acht Tagen hatte ihm Gabriella ein Kind geboren — und da war nun der glückliche Vater: frei, frei, freigekauft durch ihn! Das war doch gewiß ein Glück für den bisherigen Sklaven und eine edle That von ihm, Beneditto — Hahahaha! Der Neger trat vom Fenster zurück und lachte auf wie ein Wahnsinniger, dabei wild in der Stube umherspringend.

Die neu eingestellten Soldaten sind dem Offizier vorgestellt und werden für heute des Dienstes entlassen. Sie tragen jetzt schon den dritten Tag die Uniform, aber keiner von ihnen hat sich bisher weder an die Tracht noch an die Zucht einigermaßen gewöhnt. Sie können ihr ja nicht fröhnen, der geliebten Thätigkeit des Südländers, von der selbst der Sklave in Brasilien sein erklecklich Theil beansprucht, sie können nicht mehr den halben Tag verrauchen in gedankenlosem Hinbrüten, sie dürfen nicht mehr essen, was und wann sie wollen! Das ist fürchterlicher fast als die grausame Behandlung, die der Soldat in einem Lande erfährt, wo der besser Gestellte sich vom Militärdienst loskauft und der Soldatenstand der letzte Stand im Staate ist!

Todesmatt von der gänzlich ungewohnten Leibesübung und von der Aufregung und dem inneren Protest sinken die meisten der Rekruten auf eine niedere Bank vor der Kaserne, einem früheren Kloster, nieder, um nach einer Weile stumm und resignirt eine Cigarette nach der andern zu verrauchen.

Einzelne treten in das Gebäude ein. Unter ihnen Tiberio. Von Allen ist er der wildest Erregte, in seinen Adern pocht und tobt das heiße Blut unter der schwarzen Haut, seine Augen schießen Blitze, und seine Lippen sind verzerrt vor Wuth.

„Wenn ich ihn nur fände —, ihm nur nahe käme —" murmelt er in Stößen vor sich hin; „er ist ja hier in diesem Hause nur im anderen Flügel —" und, vor innerer Aufregung unfähig, die äußere Bewegung zu mäßigen, stürmt er in rasender Hast die Treppe empor. Und nun den halbdunkeln Gang des Klosters entlang...... „Aah — ääh!" da war er gegen eine andere Gestalt angeprallt, und — das war er, er, den er suchte, den er eben herbeigewünscht, den er eben tausendmal in seinem Innern verflucht hatte.

Sie erkennen sich zu gleicher Zeit, und gleichzeitig auch packen einander die harten schwarzen Fäuste. Ein Ringen beginnt, ein fürchterliches, stummes Ringen, ein Kampf ohne jedes laute Geschrei, zu dem sonst der Südländer so sehr neigt, ein unheimlicher Kampf, den nur ein zischendes Athmen, ein keuchendes Stöhnen schauerlich begleitet. Die Leidenschaft dieser beiden Menschen ist zu fanatisch selbst für den Ton. Immer heißer lodern die wuthglühenden Blicke in einander, und immer verzweifelter versucht der Eine dem Anderen die bebenden, krallenden Hände um die Kehle zu schnüren. Der Kampf bleibt gleichmäßig, die Feinde sind einander gewachsen.

Da war's, als wenn der nämliche Impuls sie beide gleichzeitig durchzuckte wie mit einer plötzlichen Erinnerung. Mit einem raschen Griff und einem wüthenden Aufschrei faßte ein Jeder nach der Waffe an seiner Seite, man wußte nicht, wer zuerst die Bewegung gemacht. Es war ein Moment gewesen, ein Aufblitzen, ein wilder, verzweifelter Ton aus zwei kaum mehr menschlichen Simmmen, und dann — —

Aus allen Thüren, die auf den Gang münden, stürzen nun Soldaten und Offiziere herbei — aber es ist zu spät! Da liegen bereits die beiden „Freunde" am Boden, schwimmend in ihrem Blute ...

„Beneditto! Tiberio! Nossa Senhora, was ist geschehen?"

Tiberio rührt sich nicht, er liegt auf dem Gesichte, und ein dicker, dunkler Blutstrom quillt unaufhaltsam aus seiner Kehle.

„Ist er todt?" flüstert mit letzter Kraft Beneditto, dem das mörderische Eisen schauerlich aus der Brust hervorragt — „ist er todt?" Man wendet Tiberio um.

„Todt, ganz todt!" sagen sie.

„Ah, dann bin ich zufrieden," röchelt der Sterbende neben ihm, und schauerlich ist der letzte, haßerfüllte Blick seiner brechenden Augen, der dem Todten gilt, schauerlicher noch wirkt dies Wort, das er mit den letzten Athemzügen wiederholt — „Son contento — son con....! —

Echter Klatsch.

Erste Gevatterin: „Glauben Sie die schreckliche Geschichte, die man sich von Fräulein Schwarz erzählt?"

Zweite Gevatterin: „Ganz entschieden!.... Was erzählt man denn von ihr?!"

Unverbesserlich.

Bei einem Souper hat eine lebhafte Dame einen sehr schüchternen Herrn zum Tischnachbarn. Nachdem ihr alle Versuche, aus ihm etwas mehr, wie „ja", „nein" und „ich weiß nicht" herauszubringen, mißlungen sind, fragt sie schließlich, als Klaviertöne aus einem Nebenzimmer erklingen: „Spielen Sie Klavier?"

„Nein, ich nicht", antwortet er — „das thut Jemand im Nebenzimmer!"

Aus der französischen Volksschule.

Im Nachfolgenden geben wir eine Probe aus dem merkwürdigen Moral-Katechismus, welcher gegenwärtig in den französischen Schulen im Gebrauche ist.

Unter der Ueberschrift: „Von dem, was man nicht weiß" lautet auf die Fragen: „Was ist Gott?" — „Wer hat die Welt geschaffen?" — „Woher kommt die Menschheit?" — „Wohin geht sie?" — „Wann und wie ist der Mensch auf die Welt gekommen?" — „Was geschieht nach dem Tode?" — jedes Mal die Antwort: „Ich weiß es nicht."

Weitere Frage: „Schämst Du Dich nicht Deiner Unwissenheit?" — Antwort: „Man braucht sich nicht zu schämen, wenn man nicht weiß, was noch Niemand hat wissen können."

Je unwissender der Volksschulkatechismus in diesen Dingen ist, desto größer ist die Gewißheit, womit er die selbst von materialistischen Gelehrten als unerwiesene Annahme betrachtete Entwickelungslehre Darwin's als positive Wahrheit hinstellt. Auf die Frage: ob die Arten immer das gewesen, was sie jetzt sind, lautet die Antwort: „Nein. Der Vogel z. B., welcher über unsere Häupter hinwegfliegt, war nicht immer Herrscher der Lüfte."

„Wo war er denn vorher?"

„Er befand sich am Fuße der Stufenleiter, wo er auf eine günstige Wendung wartete."

„Wie meinst Du das?"

„Anfänglich war der Vogel ein Reptil, und das unreine Reptil lebte mit seinen Verwandten in den lauen Sümpfen der Urwelt."

„Durch welches sonderbare Geschick ist es denn denselben entstiegen?"

„Es kam eine Periode, in welcher der Saurier instinktmäßig seine höhere Bestimmung ahnend, vom Ekel über sein elendes Dasein im Moraste erfüllt wurde. Er empfand das Bedürfniß, seinen Aufenthaltsort zu wechseln und begann von Reisen durch die Luft zu träumen."

„Wohin konnte eine solche ungewohnte Träumerei führen?"

„Der Traum unter dieser platten Hirnschale war so hartnäckig, daß die Natur ihm gehorchen mußte."

„Wem mußte sie gehorchen?"

„Dem ewigen Gesetz, dem Gesetz der Entwickelung des Lebens, welches über die Welt in solcher Fülle verbreitet ist, daß es Alles durchdringt, fortwährend untergehend und sich erneuernd."

Die „Zwerge" von Tennessee.

Unter der Gebirgsbevölkerung von Tennessee ist eine alte Ueberlieferung weitverbreitet, wonach in der Vorzeit eine Zwergrasse jene Wälder und Felder bewohnt haben soll. Keiner der schlichten Gebirgler zieht diese Ueberlieferung in Zweifel, um so weniger, als vorzeitliche Gräber zu finden sind, ja ein ganzer Friedhof im westlichen Tennessee zu erkennen ist, dessen Gräber sämmtlich nach Größe und Inhalt auf ein Zwergvolk hindeuten.

Mit diesen Gräbern hat es indeß, wie neuerdings ein Correspondent schreibt, seine besondere Bewandtniß. Sie erinnern an manche Gräber, die man in Südamerika oder hin und wieder in unseren künstlichen Erdhügeln der Vorzeit findet. Denn die Leichen wurden meist zusammengezwängt, wobei die Kniee bis an das Kinn heraufgezogen und festgebunden wurden (ähnlich, wie man es auf der Chicagoer Weltausstellung in der Gräber-Collection von Peru theilweise sehen konnte), und daher konnte der Körper in einem Grabe von etwa 4 englischen Fuß Länge mit Leichtigkeit untergebracht werden. Außerdem bestand offenbar bei dieser Rasse der Brauch, die Kinder ganz gesondert zu beerdigen, und die in solchen Gräbergruppen gefundenen Gebeine sind von manchen Forschern irrthümlicherweise für solche von Zwergen gehalten worden. Genauere Nachforschungen sprechen dafür, daß diese Menschen nicht nur von normaler, sondern von bedeutender Größe waren.

Ganz besonders weisen darauf die vorgefundenen Mumien hin, mit denen man sich erst in der letzten Zeit beschäftigt hat. Es scheinen bedeutende Klassen-Unterschiede bei jenem Volke bestanden zu haben, wenigstens bezüglich des gesellschaftlichen Ranges. Die Gräber der gewöhnlichen Volksgenossen weisen außer den engen Steinsärgen und den verwitterten Gebeinen nichts auf; nur selten findet sich noch irgend ein vereinzeltes Geräth oder eine Waffe daneben. Wenn schon von diesen Gräbern nicht viele freiliegen — die meisten sind unter Buschwerk versteckt, soweit sie überhaupt über dem Boden emporstehen— so ist dies noch mehr bei den Grabstätten der „Magnaten" der Fall, welche tief in Erdhaufen verborgen sind.

Dort findet man auch die Mumien, in Kisten aus Häuten oder Hanfgeweben, und es ist unverkennbar, daß dieses seltsame Volk die Kunst des Einbalsamirens ziemlich vollkommen besaß. An diesen Grabstätten trifft man auch Altäre und eine Masse interessanter Geräthe, Schmucksachen u. s. w. Das gewöhnliche Volk aber wurde einfach begraben, indem man ein Loch in die Erde machte, in dieses hinein den Sarg aus Steinplatten errichtete, dann die Leiche mit oder ohne besondere Hülle hinabließ, einen Deckstein auflegte und dann Erde darüber schüttete. — Der besagte Friedhof liegt gerade zwischen der Gabelung zweier zusammenfließenden Ströme.

Zur Deckung des Silberbedarfs auf der Erde tragen die Ver. Staaten zwei Fünftel bei.